



Kelley Armstrong

Die dunklen Mächte:
Seelennacht

Roman

Aus dem Englischen von
Christine Gaspard

PAIN



Originaltitel: Darkest Powers: The Awakening
Originalverlag: Orbit, London

Besuchen Sie uns im Internet:
www.pan-verlag.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus unserem Programm.

Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort
»Die dunklen Mächte« an: mail@pan-verlag.de

Die Folie des Schutzumschlags sowie die Einschweißfolie
sind PE-Folien und biologisch abbaubar.
Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.



Copyright © 2009 by KLA Fricke Inc.
Copyright © 2010 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knauer Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Julia Cremer

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © Mark Andersen/Gettyimages;

FinePic®, München

Satz: Daniela Schulz, Stockdorf

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-28342-4

2 4 5 3 1

Für Julia

1

Als sich die Tür meiner Zelle klickend öffnete, schoss mir folgender Gedanke durch mein schlafmittelvernebeltes Hirn: Hatte Liz es sich doch noch anders überlegt und war zurückgekommen? Aber Geister öffnen keine Türen. Es kann vorkommen, dass sie *mich* bitten, eine zu öffnen, damit ich die Zombies ermordeter Paranormaler befragen kann, die von einem wahnsinnigen Wissenschaftler hinter der Tür begraben wurden, aber sie sind niemals darauf angewiesen, dass ihnen selbst Türen geöffnet werden. Ich setzte mich im Bett auf und rieb mir die Augen, um die Benebelung, die mich umfing, abzuschütteln. Die Tür stand einen kleinen Spalt weit offen. Ich glitt aus dem Bett, schlich auf Zehenspitzen über den dicken Teppich meines Pseudohotelzimmers und betete darum, dass der Mensch auf der anderen Seite weggegangen sein möge und ich entkommen würde, bevor diese Leute mit ihren Experimenten begannen – was auch immer es genau sein mochte, das sie mit mir ...

»Hallo, Chloe.« Dr. Davidoff strahlte mich mit seinem schönsten Netter-alter-Herr-Lächeln an, als er die Tür ganz aufstieß. Er war gar nicht so alt – fünfzig vielleicht –, aber in einem Film hätte ich ihn trotzdem für die Rolle des tatterigen, zerstreuten Wissenschaftlers gewählt. Ich bin mir

sicher, dass er diese Masche geübt hatte, bis er sie perfekt beherrschte.

Die Frau hinter ihm hatte blonde Haare und trug ein typisches New Yorker Kostüm. Sie hätte ich in der Rolle der Mutter des zickigsten Mädchens der Klasse besetzt. Was Beschiss gewesen wäre, denn genau das war sie: die Mutter von Victoria – Tori – Enright, der einzigen Hausbewohnerin, die wir nicht in unsere Pläne eingeweiht hatten, als wir aus Lyle House geflohen waren. Und zwar aus gutem Grund, denn immerhin war Tori mit dafür verantwortlich gewesen, dass ich überhaupt hatte fliehen müssen.

Toris Mutter hielt eine Klamotten-Tüte in der Hand und sah aus, als käme sie gerade von einem kleinen Einkaufsbummel zurück und würde jetzt nur noch schnell ein paar grauenhafte Experimente durchführen wollen, bevor sie zum Mittagessen ging.

»Ich weiß, dass du eine Menge Fragen hast, Chloe«, sagte Dr. Davidoff, nachdem ich mich wieder auf die Bettkante gesetzt hatte. »Wir sind hier, um dir Antworten zu geben. Wir brauchen vorher nur ein bisschen deine Unterstützung.«

»Simon und Derek«, sagte Mrs. Enright, »wo sind sie?«

Ich sah von ihr zu Dr. Davidoff hinüber, der lächelte und mir ermutigend zunickte, als habe er keinerlei Zweifel daran, dass ich meine Freunde verraten würde.

Ich war nie ein rebellierender Teenager gewesen. Ich war nie von zu Hause weggelaufen, hatte nie mit dem Fuß aufgestampft und gebrüllt, dass das Leben unfair sei und ich mir wünschte, nie geboren worden zu sein. Jedes Mal, wenn mein Dad mir mitgeteilt hatte, dass wir wieder umziehen würden und ich ein weiteres Mal die Schule wechseln musste, hatte ich ein weinerliches »Aber ich hab doch gerade erst Freunde gefunden!« hinuntergeschluckt, genickt und ihm versichert, dass ich das verstand.

Akzeptier dein Schicksal. Sei froh über das, was du hast. Sei ein großes Mädchen.

Als ich jetzt auf ein Leben zurückblickte, in dem ich immer getan hatte, was man mir gesagt hatte, wurde mir klar, dass ich das Spiel einfach mitgespielt hatte. Wenn die Erwachsenen mir den Kopf tätschelten und mir sagten, wie erwachsen ich war, dann meinten sie damit, wie froh sie waren, dass ich nicht erwachsen genug war, um Zweifel zu haben und mich zu wehren.

Als ich jetzt Dr. Davidoff und Mrs. Enright betrachtete und mir bewusst machte, was sie mir angetan hatten – mich belogen, mich eingesperrt –, da *wollte* ich mit dem Fuß aufstampfen. *Wollte* brüllen. Aber den Gefallen würde ich ihnen nicht tun. Stattdessen riss ich die Augen auf, als ich Mrs. Enrights Blick erwiderte. »Meinen Sie damit etwa, Sie haben sie noch gar nicht gefunden?«

Ich glaube, sie hätte mich geohrfeigt, wenn Dr. Davidoff nicht beschwichtigend die Hand gehoben hätte.

»Nein, Chloe, wir haben die Jungen noch nicht gefunden«, erklärte er. »Und wir machen uns Sorgen um Simons Sicherheit.«

»Weil Sie fürchten, Derek könnte ihm etwas antun?«

»Nicht absichtlich natürlich. Ich weiß, dass Derek Simon sehr gern hat.«

Gern hat? Was für eine merkwürdige Bezeichnung in diesem Zusammenhang. Derek und Simon waren Pflegebrüder und standen sich näher als jedes blutsverwandte Brüderpaar, das ich jemals kennengelernt hatte. Ja sicher, Derek war ein Werwolf, aber der wölfische Teil von ihm war es ja gerade, der ihn daran *hindern* würde, Simon jemals zu verletzen. Er würde ihn beschützen, um jeden Preis – das hatte ich bereits mit eigenen Augen gesehen.

Man muss mir die Skepsis angesehen haben, denn Dr. Davi-

doff schüttelte den Kopf, als sei er enttäuscht von mir. »In Ordnung, Chloe. Wenn du keine Bedenken Simons Sicherheit wegen hast, dann vielleicht seiner Gesundheit wegen.«

»W-was h-hat es mit ...« Mein Stottern machte sich vor allem dann bemerkbar, wenn ich nervös war. Aber ich durfte mir nicht anmerken lassen, dass sie einen Nerv getroffen hatten. Also versuchte ich es noch einmal, langsamer jetzt.

»Warum? Was hat es mit seiner Gesundheit auf sich?«

»Seine Beschwerden.«

Ganz offensichtlich gab es hier noch mehr Leute, die zu viele Filme gesehen hatten. Als Nächstes würden sie mir erzählen, dass Simon irgendeine seltene, wenig bekannte Krankheit hatte, und wenn er nicht in den nächsten zwölf Stunden seine Medikamente bekam, würde sein Körper innerhalb kürzester Zeit verbrennen, spontane Selbstentzündung eben.

»Welche Beschwerden?«

»Er hat Diabetes«, klärte Dr. Davidoff mich auf. »Sein Blutzuckerspiegel muss überwacht und reguliert werden.«

»Mit einem von diesen Bluttestdingern?«, fragte ich langsam, während ich mir die vergangenen Tage ins Gedächtnis rief. Simon war vor jeder Mahlzeit im Bad verschwunden. Ich hatte immer gedacht, er legte einfach Wert darauf, sich die Hände zu waschen, aber einmal war ich fast in ihn hineingerannt, als er gerade wieder herausgekommen war und einen kleinen schwarzen Behälter in die Hosentasche geschoben hatte.

»Genau das«, antwortete Dr. Davidoff. »Bei ordnungsgemäßer Behandlung kann man mit Diabetes ohne weiteres gut leben. Ihr habt nichts davon bemerkt, weil das nicht sein muss. Simon führt ein normales Leben.«

»Mit einer einzigen Ausnahme«, mischte sich Toris Mom

ein. Sie griff in die Tüte und zog einen Rucksack heraus. Er sah genauso aus wie Simons, aber darauf fiel ich nicht rein – wahrscheinlich hatten sie sich das gleiche Modell besorgt. Ja, so musste es sein. Dann zog sie einen Kapuzenpulli heraus, der Simon gehörte. Aber schließlich hatte er in Lyle House einen ganzen Schrank voll Kleidung zurückgelassen. Es war also nicht weiter schwer, sich von dort Sachen zu besorgen. Als Nächstes kamen ein Zeichenblock und ein Beutel mit Farbstiften. Simons ganzes Zimmer war voller Comiczeichnungen gewesen, also galt auch hier, dass sie ohne weiteres ... Mrs. Enright blätterte in dem Zeichenblock und zeigte mir einzelne Seiten. Simons halbfertige Arbeiten. Die hätte er nicht zurückgelassen!

Zuletzt legte sie eine Taschenlampe auf den Tisch. Die Taschenlampe aus Lyle House – die, von der ich gesehen hatte, wie er sie in die Tasche geschoben hatte.

»Simon ist abgerutscht, als er über den Zaun geklettert ist«, sagte Mrs. Enright. »Er hatte den Rucksack nur über eine Schulter gehängt, und als er ihm runterfiel, musste er ihn liegenlassen, weil unsere Leute unmittelbar hinter ihm waren. Und hier drin ist etwas, das Simon viel dringender braucht als Kleidung und Zeichenutensilien.« Sie öffnete einen dunkelblauen Nylonbeutel. Darin sah ich zwei kugelschreiberartige Ampullen, eine mit einer rauchigen, die andere mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt. »Das Insulin, mit dem Simon das ersetzt, was sein Körper nicht produzieren kann. Er injiziert es sich drei Mal pro Tag.«

»Und was passiert, wenn er es nicht tut?«

Dr. Davidoff ergriff das Wort. »Wir wollen dir jetzt keine Angst machen und behaupten, dass Simon stirbt, wenn er eine einzige Injektion auslässt. Die von heute Morgen hat er aber schon verpasst, und ich bin mir sicher, dass er sich mittlerweile ein bisschen unwohl fühlt. Morgen um diese

Zeit wird er sich erbrechen. In etwa drei Tagen wird er ins diabetische Koma fallen.« Er nahm Toris Mom den Beutel aus den Händen und legte ihn vor mich. »Wir müssen dafür sorgen, dass Simon das bekommt. Und deswegen musst du uns sagen, wo er ist.«

Ich versprach, mein Bestes zu geben.

2

*I*n einem guten Drama findet die Heldin niemals auf direktem Weg zum Ziel. Sie bricht auf, stößt auf ein Hindernis, muss einen Umweg machen, findet sich vor dem nächsten Hindernis wieder, muss einen noch längeren Umweg machen, dann noch ein Hindernis, noch ein Umweg ... Erst wenn sie die nötige Charakterstärke entwickelt hat, um die angestrebte Belohnung zu *verdienen*, wird sie schließlich Erfolg haben.

Meine Geschichte passte jetzt schon in das altbewährte Muster. Genau das Richtige für die Schülerin einer Kunstschule, die den Schwerpunkt Film gewählt hat, nehme ich an. Oder besser gesagt einer *ehemaligen* Schülerin. Chloe Saunders, ein fünfzehnjähriger Mochtegern-Steven Spielberg. Alle meine Träume davon, Hollywood-Blockbuster zu schreiben und bei ihnen Regie zu führen, waren an dem Tag in Trümmer zerfallen, an dem ich meine Periode bekommen und die Sorte von Leben zu führen begonnen hatte, die ich zuvor immer auf die Leinwand hatte bringen wollen.

An diesem Tag hatte ich angefangen, Geister zu sehen. Nachdem ich deswegen in der Schule in Panik ausgebrochen war, hatten die Männer in den weißen Kitteln mich weggebracht, und ich war in einem Heim für Teenager mit

psychischen Problemen gelandet. Das eigentliche Problem war, dass ich *wirklich* Geister sah. Und ich war nicht die Einzige in Lyle House gewesen, die paranormale Kräfte besaß.

Simon konnte magische Formeln sprechen. Rae konnte Leuten mit ihren bloßen Fingern Verbrennungen zufügen. Derek hatte übermenschliche Kräfte und Sinnesorgane und würde nach allem, was ich mitbekommen hatte, bald in der Lage sein, sich in einen Wolf zu verwandeln. Tori ... okay, ich wusste nicht, was Tori war, vielleicht war sie einfach eine ziemlich verkorkste Tussi, die in Lyle House untergebracht worden war, weil ihre Mom im Vorstand saß.

Simon, Derek, Rae und ich hatten irgendwann festgestellt, dass es kein Zufall war, dass wir alle zusammen in Lyle House eingesperrt waren, und waren geflohen. Rae und ich waren von den Jungs getrennt worden, und nachdem wir zu meiner Tante Lauren geflüchtet waren – dem Menschen, dem ich auf der ganzen Welt am meisten vertraut hatte –, war ich schließlich hier gelandet: einer Art Labor unter der Leitung derselben Leute, denen auch Lyle House gehörte. Und jetzt erwarteten die, dass ich ihnen Simon und Derek ausliefern würde.

Okay, es wurde offensichtlich Zeit, dass ich selbst ein paar Hindernisse ins Spiel brachte. Und so teilte ich Dr. Daviddoff ganz im Sinne einer guterzählten Geschichte mit, wie er Simon und Derek finden konnte.

Erster Schritt: Das Ziel abstecken. »Rae und ich sollten uns eigentlich verstecken, während die Jungs Sie alle mit Simons Magie ablenken wollten«, erklärte ich. »Rae war schon vorausgerannt, sie hat das nicht mehr mitgekriegt, aber im letzten Moment hat Simon mich zurückgehalten und gesagt, wenn wir getrennt würden, sollten wir uns alle am Treffpunkt einfinden.«

Zweiter Schritt: Das Hindernis einführen. »Aber wo der ist, das ist das Problem, ich weiß es nämlich selbst nicht. Wir hatten drüber geredet, dass wir einen brauchen, aber es war alles so chaotisch an dem Tag. Wir hatten uns ja gerade erst drauf geeinigt, dass wir abhauen wollen, und dann hat Derek plötzlich gesagt, dass es gleich an diesem Abend sein muss. Die Jungs müssen sich einen Treffpunkt überlegt haben, glaube ich, aber wenn, dann hat Simon vergessen, dass sie mir den nie verraten haben.«

Dritter Schritt: Den Umweg skizzieren. »Aber ich habe ein paar Ideen – Orte, über die wir geredet haben. Einer davon dürfte der Treffpunkt sein. Ich könnte Ihnen helfen, ihn zu finden. Sie werden auf mich warten, also werden sie sich vielleicht versteckt halten, bis sie mich sehen.«

Statt aus diesem Laden hier zu fliehen, würde ich mich von ihnen mitnehmen und als Köder verwenden lassen. Ich würde ihnen Orte nennen, die in den Diskussionen mit Derek und Simon nie zur Sprache gekommen waren, und es würde keinerlei Gefahr bestehen, dass die beiden gefasst wurden. Ein brillanter Plan.

Und die Antwort?

»Wir werden darüber nachdenken, Chloe. Aber sag uns jetzt erst mal, an welche Orte du denkst? Wir haben Möglichkeiten, die Jungs auch ohne dich zu finden, wenn wir erst dort sind.«

Hindernisse. Ein unabdingbarer Teil einer guterzählten Geschichte. Aber im wirklichen Leben? Funktioniert's nicht.

Nachdem Dr. Davidoff und Toris Mutter meine Liste erfundener möglicher Treffpunkte hatten, gingen sie, ohne mir im Gegenzug Antworten auf meine Fragen oder auch nur einen Hinweis darauf zu geben, warum ich hier war oder was als Nächstes mit mir passieren würde.

Ich saß im Schneidersitz auf dem Bett und starrte auf die Kette in meinen Händen, als wäre sie eine Kristallkugel, die mir alle Antworten liefern konnte. Meine Mom hatte sie mir geschenkt, damals, als ich als Kind Schreckgespenster gesehen hatte – Geister, wie ich inzwischen wusste. Sie hatte gesagt, der Anhänger würde sie fernhalten, und er hatte es getan. Ich war immer davon ausgegangen, dass mein Dad recht hatte und die Wirkung eher psychologischer Natur war – ich hatte daran geglaubt, also hatte es funktioniert. Inzwischen war ich mir nicht mehr so sicher. Hatte meine Mom gewusst, dass ich eine Nekromantin war? Wenn das Nekromantenblut aus ihrer Familie stammte, musste sie es gewusst haben. Sollte der Anhänger wirkliche Geister fernhalten? Wenn das der Fall war, dann mussten seine Kräfte nachgelassen haben. Tatsächlich sah er sogar verblasst aus ... Ich hätte schwören können, dass das leuchtende Rot des Edelsteins einen Purpurton angenommen hatte. Eins aber tat er nicht, nämlich meine Fragen beantworten. Das würde ich wohl selbst erledigen müssen.

Ich hängte mir die Kette wieder um den Hals. Was Dr. Davidoff und die anderen auch von mir wollten, es konnte nichts Gutes sein. Denn wenn man Leuten helfen will, sperrt man sie nicht als Erstes einfach mal ein.

Ich würde ihnen mit Sicherheit nicht sagen, wo sie Simon finden konnten. Wenn Simon Insulin brauchte, würde Derek es ihm besorgen, selbst wenn er zu diesem Zweck in eine Apotheke einbrechen musste.

Ich musste mich darauf konzentrieren, Rae und mich hier rauszubringen. Aber dies war nicht Lyle House, wo die einzige Barriere zwischen uns und der Freiheit eine Alarmanlage gewesen war. Das Zimmer hier mochte aussehen, als gehörte es in ein gemütliches Hotel – ein Doppelbett, Tep-

pichboden, ein Sessel, ein Schreibtisch, ein eigenes Bad –, aber es gab kein Fenster, und die Tür hatte an der Innenseite keinen Knauf.

Ich hatte gehofft, Liz würde mir bei der Flucht helfen. In Lyle House hatten wir uns das Zimmer geteilt, aber Liz hatte es nicht lebend ins Freie geschafft. Als ich mich dann hier wiedergefunden hatte, hatte ich in der Hoffnung, sie würde mir einen Weg hier raus zeigen können, versucht, ihren Geist zu beschwören. Dabei hatte es nur ein klitzekleines Problem gegeben: Liz hatte noch nicht gewusst, dass sie tot war. Ich hatte versucht, es ihr so behutsam wie möglich beizubringen, aber sie war ausgerastet, hatte mich beschuldigt, sie anzulügen, und war verschwunden.

Vielleicht hatte sie inzwischen Zeit gehabt, sich zu beruhigen? Ich bezweifelte es, konnte aber nicht länger warten. Ich musste versuchen, sie erneut zu beschwören.